

Literaturhinweise (Auswahl)

FLURSCHÜTZ, Hildegunde: Hochstift Würzburg unter Franz Ludwig von Erthal, Würzburg 1965.

FRANKENLAND. Jahrgang 55 (2003), Heft 1. Themenheft: Die Säkularisation in Franken im Jahre 1803.

BAUMGARTEL-FLEISCHMANN, Renate (Hrsg.): Franz Ludwig von Erthal. Fürstbischof von Bamberg und Würzburg 1779–1795, Bamberg 1995.

GOY, Barbara: Aufklärung und Volksfrömmigkeit in den Bistümern Würzburg und Bamberg, Würzburg 1964.

HERSCHE, Peter: Intendierte Rückständigkeit: Zur Charakteristik des geistlichen Staates im alten Reich. in: SCHMIDT, Georg (Hrsg.):

Stände und Gesellschaft im alten Reich, Stuttgart 1989, S. 133–149.

KOLB, Peter / KREINIG, Ernst-Günther (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte, Bd. 4 / 1–2: Vom Ende des Dreissigjährigen Kriegs bis zur Eingliederung in das Königreich Bayern, Würzburg 1998/99.

LINK, Thomas Hubertus: Die Reichspolitik des Hochstifts Würzburg und ihr Verhältnis zur Rechtswissenschaft am Ende des Alten Reiches, Frankfurt/M. 1995.

WEISS, Wolfgang: Kirche im Umbruch der Säkularisation. Die Diözese Würzburg in der ersten bayerischen Zeit (1802/1803–1806), Würzburg 1993.

WENDE, Peter: Die geistlichen Staaten und ihre Auflösung im Urteil der zeitgenössischen Publizistik, Lübeck-Hamburg 1966.

Werner Eberth

Berufsbezeichnungen und Handwerke, die man heute nicht mehr kennt

Dargestellt nach den Kissinger Adressbüchern ab 1838

Da sich über Jahrhunderte die wirtschaftlichen Verhältnisse kaum geändert haben, blieben auch die Handwerke und Berufe fast ohne Änderung. Allenfalls hat sich innerhalb eines Handwerks eine Berufsgruppe so spezialisiert, dass sie als eigenes Handwerk anerkannt wurde.

Dies änderte sich einschneidend im 19. Jahrhundert durch die Industrialisierung, die eine Massenfabrikation zu Preisen ermöglichte, mit denen der Handwerker nicht mithalten konnte. Dies führte zu Anti-Maschinen-Aufständen, von denen der bekannteste der schleisische Weberaufstand ist. Gegen eine verbesserte Fabrikationsweise hat man sich noch nirgends mit Erfolg stellen können. So schlimm

es für den ist, der durch Maschinen seine Handarbeit verliert, Tatsache ist, dass neue Arbeitsplätze in der Industrie geschaffen werden; alle die durch die Industrialisierung arbeitslos gewordenen landwirtschaftlichen und handwerklichen Hilfskräfte haben einen Arbeitsplatz gefunden, meist bei besserer Bezahlung einen weniger gesundheitsschädlichen. Daran hat auch nichts geändert, dass in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts die Fertigung einfacher Arbeiten in Billiglohnländer verlagert wurde.

Das führte allerdings zu einem Aussterben zahlreicher Handwerksberufe und Berufsbezeichnungen, wofür die Kissinger Adressbücher anschauliche Beispiele liefern.

Das 1. Kissinger Adressbuch aus dem Jahre 1838 kennt jenseits der Saale nur 6 Anwesen, von denen eines dem „**Sportel-Rendant**“ Georg Schamel gehörte. Was war nun ein Sportel-Rendant? Sporteln waren die Fallgebühren, die ein Beamter für seine Tätigkeit bekam. Gebühren dieser Art kennt man heute nur noch beim Kaminkehrer und beim Notar. Ein Rendant war ein Kassenverwalter, der Sportel-Rendant war somit der Kassenleiter des kgl. Landgerichts und erscheint auch in dieser Eigenschaft in dem abgedruckten Geschäftsverteilungsplan noch vor den „Skribenten“, den damals nur männlichen Schreibkräften, aufgeführt.

Was ein „**Lohnrössler**“ war, kann man sich zurecht legen: wer einen Wagen hatte, jedoch kein Pferd, konnte sich ein solches für den vielleicht in der Scheune stehenden Wagen anmieten.

Der Vorfahre des früheren Oberbürgermeisters Kaspar Zoll gab als Beruf „**Melber**“ an, was nichts anderes als Mehlhändler bedeutete. Auch diese Berufsbezeichnung ist Eigenname geworden, in Kissingen, im Gegensatz z. B. zu Randersacker bei Würzburg, jedoch nicht üblich.

Zwei Diener im königlichen Kurhaus waren 1838 als „**Portechaisen-Träger**“ angestellt. Ganz vornehme Leute konnten sich somit damals noch in einer Tragsänfte durch die Straßen tragen lassen. Heute gibt es dafür Taxis.

Als sich der Jude Moses Koppel 1817 den neuen Namen „Schwed“ wählte, ist als Beruf „**Judentraiteur**“ aufgeführt, worunter man sich absolut nichts vorstellen kann. Die Berufsbezeichnung „Traiteur“ ist sprachlich verwandt mit dem italienischen „Trattoria“, der Traiteur war somit ein Speisewirt, bei einem Judentraiteur gab es koscheres Essen.

Im Kissinger Juden-Matrikel von 1817 wird mehrfach der Beruf „**Schmuser**“ genannt. Der Ausdruck Schmuser ist nur noch aus dem Bauerntheater bekannt für einen, der Ehepaare zusammen bringt, „zusammenschmust“. Da in dem kleinen Kissingen des 19. Jahrhunderts nicht mehrere von der Heiratsvermittlung leben konnten, kann der Beruf Schmuser nur allgemein im Sinn von „Mak-

ler bzw. Vermittler“ verstanden werden. Da es noch keine Zeitungsinsserate gab, war man bei seinem Angebot darauf angewiesen, dass ein anderer einen Interessenten suchte und dafür Provision erhielt. In dem Bestreben, diktirt noch von den Ideen der Aufklärung, erlitt die königliche Verwaltung mit ihrem Bestreben, den Juden ihre bisherigen Tätigkeiten abzuwöhnen und sie in „normale“ Berufe zu bringen, teilweise Schiffbruch. Die Juden hatten sich nämlich in ökonomischen Nischen der Wirtschaft gut eingerichtet, ihre Tätigkeit gerade im Vermittlungsgeschäft war unentbehrlich, umgekehrt wollten die ansässigen traditionellen Gewerbebetriebe keine Konkurrenz.

Nach dem Adressbuch von 1848 war in Kissingen ein „**Colporteur**“ tätig. Wörtlich aus dem Französischen übersetzt war der Colporteur einer, der etwas am Hals (col) trug. Gemeint war ein Hausierer mit Bauchladen, der vor allem mit trivialen Druckwerken hauisierte.

1877 war ein Wendelin Assel als „**Acciser**“ tätig, worunter man sich heute auch nichts mehr vorstellen kann. „Akkzise“ ist ein alter Ausdruck für „Zoll, Abgabe, Steuer“. Ein Acciser war daher ein Steuereinnehmer, besonders für die Abgaben z. B. auf Bier. Nach dem Adressbuch 1848 war ein Balthasar Christoph als **Laternenanzünder** tätig. Dabei ging es nicht um Gaslaternen, sondern um Öl- bzw. Talglampen, die Christoph tagsüber nachfüllen musste. Die Beleuchtung der Straßen mit Gaslicht wurde in Kissingen erst 1877 eingeführt.

Auch bei den Handwerksberufen kann man eine ähnliche Entwicklung feststellen. Handwerke, die man heute anders bezeichnet, sind selten, denn Handwerk ist traditionsbewusst. Neue Handwerksberufe und damit neue Berufsbezeichnungen gibt es nur in Sparten, die im 19. Jahrhundert unbekannt waren. Zu denken ist hierbei an die Elektronikberufe. Für Handwerksberufe, die man heute nicht mehr oder kaum noch kennt, sind die Kissinger Adressbücher eine Fundgrube. Mit der Einführung der Feuerwaffen waren schon vor Jahrhunderten einige eisenverarbeitende Handwerke ausgestorben. Dazu gehörten die **Plattner**, die aus Stahl die Panzerplatten für

Harnische schmiedeten. In Würzburg gibt es noch heute eine Plattnergasse. Die Plattner wurden daher auch **Harnischmacher** genannt. In der Zeit der Hochblüte des Handwerks wurden für die Reichen und Mächtigen Harnische gefertigt, die noch heute Schmuckstück jedes Museums sind. Die Harnische waren jedoch nur noch Teil einer Schmuckuniform ohne militärische Bedeutung. Bis zum 1. Weltkrieg trugen nur noch Garderegimenter und vornehme Reitertruppen wie die Ulanen Harnische. Heute werden zwar wieder schussfeste Harnische in Form von Westen für Polizei und Militär industriell hergestellt, jedoch aus Kohlefasern, die härter sind als Stahl und dazu noch leichter. Auch der Beruf des Schwertfegers ist nur noch als Eigename erhalten. Der **Schwertfeger** stellte aus Rohlingen Blankwaffen, also Schwerter und Dolche, her, die sie auf Wunsch auch noch zisierten. Für den Bedarf von Bühnen und für die beliebten Ritterspiele werden zwar noch immer Harnische und Blankwaffen benötigt, davon kann jedoch nur noch ein Handwerker je Region (und dies vielleicht auch nur im Nebenerwerb) existieren.

Im 1. Adressbuch von 1838 ist Abraham als „**Bortenwirker**“ genannt. Im Adressbuch von 1848 ist derselbe als „Portenwirker“ bezeichnet. In späteren Jahren findet sich für den gleichen Beruf der Ausdruck „Posamentenmacher“ oder „**Posamentier**“. Der Posamentier stellte in erster Linie Borten her, für die es für Tracht und Uniform einen großen Bedarf gab. Die Borten wurden auf kleinen Webstühlen gewirkt, teilweise mit Gold- und Silberfäden. Außerdem drehte der Posamentier Gold- und Silberschnüre, aus denen er Quasten aller Art fertigte. Gegen die industrielle Fertigung hatte jedoch die handwerkliche Herstellung bald keine Chance. Vor einigen Jahrzehnten konnte in Würzburg der letzte Posamentier keine Meisterprüfung mehr ablegen, weil es keinen Meister mehr gab, bei dem er hätte die Prüfung ablegen können. Schon sehr früh haben sich daher die Posamentiers auf den Handel mit Posamenten verlegt. Dabei besteht auch heute durchaus ein Bedarf an Borten, Kordeln und Quasten, von dem gelegentlichen Bedarf kann jedoch kein Handwerker mehr leben. Wer noch die relativ einfachen Geräte und die

Kenntnis von deren Handhabung besitzt, kann sich damit ein gutes Zubrot verdienen. Dies gilt auch für andere Handwerke mit künstlerischem Einschlag, wie z. B. den Drechsler.

Anders ist es beim **Nagelschmied**, kaum jemand hat heute Bedarf an handgeschmiedeten Nägeln. Die Nagelschmiede hatten sich schon vor Jahrhunderten aus dem allgemeinen Schmiedehandwerk spezialisiert. Die Arbeit des Nagelschmied war schwer und eintönig. Die Herstellung eines Nagels erforderte 16 bis 60 Schläge. Bei einer täglichen Arbeitszeit von 10 bis 14 Stunden konnte ein Nagelschmied 500 bis 4000 Nägel herstellen. Die einseitige Arbeit mit dem Hammer bei hohen Temperaturunterschieden in der Werkstatt führte zu einem frühzeitigen körperlichen Verschleiß. Die Herstellung von Nägeln war im Grund eine mechanische Arbeit, die Maschinen schneller, besser und billiger leisten konnten. 1850 gab es im Bereich des deutschen Zollvereins noch rund 6000 Nagelschmiede, 100 Jahre später war der Handwerksberuf ausgestorben. Der Onkel und Taufpate des 1871 in der Weidgasse geborenen Künstlers Prof. Ignatius Taschner, Ignaz Häring, war Nagelschmied.

Ein anderer, heute vergessener eisenverarbeitender Handwerksberuf ist im Adressbuch 1848 zweimal genannt: **Zeugschmied**. Johann Adam Bömmel war auf der Saline fest angestellt, der andere arbeitete in der Stadt. Die Zeug- oder Zirkelschmiede stellten vor allem Werkzeuge her, sie arbeiteten vor allem mit Stahl, während die sonstigen Schmiede das weichere Schmiedeeisen verwendeten. Der Zeugschmied auf der Saline hatte bei dem damals noch florierenden Salinenbetrieb sicher alle Hände voll zu tun, um alle die Werkzeuge herzustellen und zu pflegen, die man damals nicht im Laden kaufen konnte. Als weitere Spezialisten bildeten sich die Feilenhauer heraus, so dass es Streitigkeiten gab, ob ein Zeugschmied auch Feilen herstellen durfte. Da man heute alle Werkzeuge aus industrieller Fertigung im Laden kaufen kann, ist für einen Zeugschmied als selbständigen Handwerker kein Markt mehr vorhanden. Heute heißen die Zeugschmiede Werkzeugmacher und sind nur noch in unselbständiger Stellung tätig. Sie stellen Prototypen von

Werkzeugen bzw. Formteile her, mit denen Maschinen Werkzeuge in Serie herstellen. Im Gegensatz zu der eintönigen Tätigkeit des Nagelschmieds war der Zeugschmied schöpferisch, ja manchmal künstlerisch tätig. Wegen der Verlagerung in die Serienproduktion ist das Handwerk des Zeug- und Zirkelschmieds schon um 1900 ausgestorben.

Ähnlich ging es dem Handwerksberuf des **Tuchscherers**. Auch von diesem Beruf hat sich die Bezeichnung nur als Familienname erhalten. In Kissingen war 1848 in der Oberen Marktstraße 6 der Tuchscherer Friedrich Stocker tätig. Den Tuchscherer würde man heute etwas geschwollen als „Textilveredler“ bezeichnen. Die Tuchscherer bekamen von den Weibern die Tuche sauber gewaschen und spannten sie noch feucht im Rahmen. Mit warmem Wasser und Lauge wurden die Tuche verfilzt und damit „appretiert“. Gekämmt wurde ursprünglich mit Karden (*Dipsacus sativus*), die Nichtbotaniker gerne für Disteln halten. Anschließend wurden die Tuche mit speziellen Scheren geglätzt und am Rande beschnitten. Schon bald merkte man, dass man diese mechanischen Arbeiten besser und schneller mit Maschinen erledigen konnte. Schon im 18. Jahrhundert gab es entsprechende Maschinen, so dass in Leipzig die Tuchscherer-Innung 1875 aufgelöst wurde.

Zum Bekleidungshandwerk im weiteren Sinn gehörten die **Gerber**. Die Gerber machten aus Tierhäuten Leder. Je nach Verarbeitungsmethode unterschied man Rot- oder Lohgerber, Weißgerber und Sämischtgerber. Die Lohgerber gerbten Rinder- und Schweinhäute mit Pflanzenstoffen, vor allem mit Loh (Eichen- und Fichtenrinde) und stellten das grobe Leder her, das für Schuhwerk und für Sattel- und Zaumzeug gebraucht wurde. Französisch heißen die Gerber wegen des Gerbstoffs Tannin „tanneurs“. Die ausgelaugte Eichenrinde wurde als „Lohkäse“ als Brennmaterial vor allem an die ärmeren Bevölkerung verkauft. Die Weißgerber gerbten mit Mineralien, vor allem mit Alaun, das feinere Leder insbesondere aus Kalbs-, Schafs- und Ziegenfellen. Die Sämischtgerber stellten durch Walken mit Fett oder Tran wasserdichtes Leder her. Das Gerben jedenfalls war eine schwere und gesundheitsschädliche Arbeit. Die Ger-

ber mußten auch im Winter in kaltem Wasser arbeiten und konnten sich immer über die Felle z. B. an Milzbrand (mit hoher Todesrate) oder Tbc anstecken. Außerdem war das Gerben mit bestialischem Gestank verbunden, es roch ständig nach verwesendem Eiweiß, nach Aas und nach Urin, der auch zum Gerben verwendet wurde. Schon in Pompei standen an den Straßenecken Steintröge zum Hineinpinkeln, der gesammelte Urin wurde von den Gerbern abgeholt, auch ein Beitrag zum Recyclinggedanken. Es geht sogar das Gerücht, dass man für das Gerben gerade feiner weißer Damenglacehandschuhe den weißen Hundekot verwendete, den Hunde nach dem Verzehr von viel Knochen ausscheiden. Da die Gerber sehr viel Wasser brauchten, mußten sie an fließendem Wasser arbeiten. Die Folge war eine ständige Gewässerverschmutzung. Ein Gerber musste daher in der Regel abseits von der üblichen Siedlung arbeiten. Die Gerber wurden nämlich früher nur die „Stänker“, genannt. Trotzdem konnte man es als Gerber zu Wohlstand bringen, denn schon immer galt „pecunia non olet, das (mit Gestank verdiente) Geld stinkt ja nicht. Für die Arbeiter selbst, die Umwelt und die Anlieger war es daher eher ein Gewinn, dass man das Gerben schon früh in Fabriken verlegte, wo man effektiver und mit weniger Umweltschäden arbeiten konnte. 1848 gab es laut Adressbuch in Kissingen zwei Gerbermeister, Erhard Ultsch und Gregor Stang. Der erstere betrieb sein Handwerk in dem sog. Feser-Haus am Rathausplatz, der andere im Anwesen Theresienstraße 7, heute Pension „Nordland“. Im Adressbuch 1903 sind keine Gerber mehr aufgeführt.

Nach dem Adressbuch 1848 gab es in Kissingen zwei **Färber**, die nur solange ein Auskommen hatten, als andere Handwerker noch Tuch herstellten. Im gleichen Adressbuch sind 10 **Weber** aufgeführt, so dass die Färber genug zu tun hatten. Im Adressbuch 1903 dagegen sind keine Weber mehr aufgelistet, jedoch noch drei Färber. Dabei steht jedoch der Verweis auf chemische Reinigungen, die Färber haben somit nur noch einzeln Wäschestücke, z. B. im Trauerfall, umgefärbt. Den handwerklich tätigen Weibern hatte die fabrikmäßig betriebene Tuchherstellung das

Brot genommen und damit auch den Färbern, denn die Tuche wurden ebenfalls schon in der Fabrik gefärbt. Es könnte sein, dass früher in der Weidgasse Färber ansässig waren, die mit Waid gefärbt haben. Mit dem Saft des gelbblühenden Färberwaid (*Isatis tinctoria*) konnte man Blau färben. Die Erfindung des künstlichen Indigo wie des künstlichen Rots (statt des Färberkrapp aus der *Rubia tinctorum*) war der Tod für alle Naturfarben. Für die Weber und Färber gilt das gleiche wie für die Posamentiers, das Handwerk kann durchaus in einer ökonomischen Nische noch seinen Mann ernähren, nicht jedoch bei einer Massenfertigung. Gerade heute besteht durchaus ein Markt für gute handwerkliche Arbeiten, z. B. für Färben in Batiktechnik.

Nach dem Adressbuch von 1848 war in Kissingen ein Michael Hofmann als **Seifensieder** tätig. Die Seifensieder stellten einfache Schmierseife und Kernseife her. Das Verfahren hierzu ist schon in der Antike bekannt gewesen. Rindertalg wurde mit Pottasche gekocht und mit Natronsalz gehärtet. Die Seife wurde weniger zur Körperpflege, sondern vor allem zum Bleichen und Walken benutzt. Wie die Färber wurden die Seifensieder wegen der Geruchsbelästigungen beim Ausschmelzen des Talgs und der Brandgefahr nur am Ortsrand geduldet. Da die Beschaffung der Pottasche schwierig war, stellten die Seifensieder aus dem reichlich vorhandenen Talg, auch Unschlitt genannt, Talglichter her, wobei sie in Konkurrenz zu den Wachsziehern und den Metzgern gerieten, denn auch die Metzger machten sich einen Zusatzverdienst durch Herstellen von Lichtern aus dem bei ihnen anfallenden Talg. Durch die industrielle Herstellung von Seife hatten die Seifensieder schon Ende des 19. Jahrhunderts keine Berufschancen mehr.

In der Lichterherstellung konkurrierten die Seifensieder mit den Wachsziehern, die allerdings Kerzen nur aus Bienenwachs herstellten, während diese Talg verwendeten. Nach dem Adressbuch von 1848 war ein Johann Baptist Weber in Kissingen als **Wachszieher** tätig. Die Kerzen wurden nicht gegossen, sondern durch Tauchen der Dochte in flüssigem Wachs hergestellt. Beim Hochziehen, daher der Name, lagerte sich schichtweise

Wachs am Docht ab. Die Wachszieher hatten mit ihrer Umgebung keine Geruchsprobleme. Kerzen aus nicht qualmenden Wachskerzen wurden nicht im Haushalt, sondern nur im liturgischen Bereich oder bei ganz vornehmen Haushalten verwendet. Aus Wachs wurden außerdem Reliefs gegossen, vor allem Votivgaben. Auch Siegel wurden aus Wachs hergestellt, das man mit Zutaten wie Harz und Kreide härtete. Eigenartigerweise bildeten die Wachszieher nicht mit den Talglichtern herstellenden Seifensiedern eine Zunft, sondern mit den Lebzeltern, die eigentlich eher zu den Bäckern gehörten. Die Lebzelter stellten nämlich Lebkuchen und anderes Feingebäck her, gehörten also zu den Zuckerbäckern. Wohl wegen des Formengusses bildeten Lebzelter und Wachszieher eine Zunft. Im Lauf des 19. Jahrhunderts zeigte sich jedoch, dass die Wachszieher der Konkurrenz der billigeren Fabrikwaren nicht gewachsen waren. Für Wachszieher gilt wie für die Posamentiere, dass sie bei künstlerischer Einzelfertigung durchaus Marktchancen haben, nicht jedoch bei der Herstellung von Massenware. Gerade für künstlerisch gestaltete Kerzen gibt es gute Nachfrage.

Im Adressbuch von 1848 sind als heute vergessene Berufe drei **Seiler** aufgeführt. Natürlich werden auch noch heute Seile benötigt, diese werden jedoch ausschließlich industriell hergestellt. Damals wurden Seile und Schnüre für den örtlichen Bedarf noch rein handwerklich gedreht. Grundmaterial war Flachs oder noch besser Hanf. Den Strick des Henkers nannte man früher umschreibend und beschönigend „Seilers Tochter“. Für die Schnüre und Seile der Landwirtschaft genügte als Arbeitsplatz eine Scheune. Für die langen Tauen eines Segelschiffs dagegen brauchten die Seiler viel Platz, in der Regel arbeiteten sie auf der Straße, da man ein Seil ja nur ausgespannt drehen konnte. Im Niederdeutschen heißen die Seiler „Reepschläger“, eine „Reeperbahn“ ist daher nichts anderes als eine Seiler-Bahn, ein „Fallreep“ eine Strickleiter. In Rotterdam heißt die Hauptgeschäftsstraße „de Lijnban“, was auch nichts anderes als Leinen- oder Seilbahn bedeutet. Heute besteht absolut kein Bedarf mehr für in Handarbeit

hergestellte Seile und Schnüre, so dass der Beruf des Seilers praktisch ausgestorben ist.

Ursprünglich stellten nur die Frauen Kleider in Handarbeit her, etwa ab dem 12. Jahrhundert wurde die Herstellung von Kleidung immer mehr Männerarbeit, wobei der Name „**Schneider**“ von der Kunst herrührt, Stoffe körperegerecht, also nach Maß, zuzuschneiden. Der Beruf des Schneiders war einer der wenigen Berufe, in denen schon früh auch Frauen tätig werden konnten. Meist waren sie jedoch auf die Flickschneiderei abgedrängt, d. h. auf die Ausbesserungsarbeiten. Bei den Schneidern gab es, vor allem im prüden 19. Jahrhundert, das Problem der Anprobe bei Frauen. Hier sprang dann in der Regel die Ehefrau des Schneiders ein. Im Adressbuch 1903 sind drei Weißnäherinnen aufgeführt, was auf den hohen Bedarf der Kissinger Kurhäuser an Bettwäsche zurückzuführen ist. Zur Aufgabe der **Weißnäherin** gehörte in erster Linie die Herstellung von Bettwäsche aller Art und deren Ausbesserung. Eine gute Weißnäherin, die sich auf ihr Handwerk verstand, konnte sich auch an Hemden und Blusen wagen. Die erste Nähmaschine von Singer war ja bereits 1856 auf den Markt gekommen, es gab auch schon Knopflochnähmaschinen. Eine gute Weißnäherin mußte absolut exakte Nähte liefern, die auch verdeckt verlangt waren. Während es den Näherinnen in der Regel wirtschaftlich nicht besonders ging, vor allem wenn sie nur Flickschneiderei betrieben, konnte ein Schneider gerade in einem Fremdenverkehrsort zu Wohlstand kommen. So konnte sich der Kissinger Schneider Richard Krosse in der Ludwigstraße in bester Lage ein Hotel bauen. Ähnliches gilt für den jüdischen Herrenschneider Max Kissinger am Marktplatz. Die immer besser werdende Konfektionskleidung, die die Zünfte Jahrhunderte lang durch das Gebot, nur auf Bestellung zu arbeiten, verhindert hatten, lässt nur noch wenigen Betrieben eine Marktnische, die allerdings auch heute noch ein gutes Auskommen bieten kann. Für Weißnäherinnen gibt es jedoch keinen Bedarf mehr, da Bettwäsche, Blusen und Hemden als Massenware nur noch in Fabriken hergestellt werden.

1848 war in Kissingen im Haus Nr. 2 (heute Metzgerei Faber, Blumenladen Zaak) ein

Andreas Hümmer als **Kammacher** tätig. Was ein Kammmacher ist, sagt schon die Berufsbezeichnung. Prunkvolle Kämme sind schon aus dem Altertum als Grabbeigaben bekannt, Handwerk wurde das Kammmachen erst in der Neuzeit. Die Kammmacher stellten nicht nur die Kämme her, die man zum Kämmen der Haare brauchte, sondern auch die Strähle der Wollkämmer. Kämme wurden üblicherweise aus Horn gefertigt, wobei die ausländischen Rinder mit großen Hörnern besseres Horn lieferten als die einheimischen. Holzkämme wurden nur für die Landbevölkerung hergestellt, für zahlungskräftige Kundschaft verwendete man wertvoller Material wie ein Schildpatt, Schildkrot oder Elfenbein. Im 19. Jahrhundert wurde dann das Horn weitgehend durch den billigeren Kautschuk verdrängt. Seit etwa 1880 setzte sich Zelluloid in der Kammpproduktion durch. Auch die Hornverarbeitung war mit bösem Gestank verbunden. Schon in der 1. Hälfte des 19. Jahrhundert setzte sich die mechanische Verarbeitung immer mehr durch, soweit Ende des 19. Jahrhunderts noch Kammmachermeister registriert sind, waren diese nur noch Händler. Nach einem Fernsehbericht stellte ein Betrieb in Bayern noch handgesägte Kämme her, die natürlich ihren Preis haben. Im gleichen Adressbuch ist ein Joseph Goldstein als **Kappenmacher** erfasst. Eine Zunft der Kappenmacher gab es nicht, nur der Hutmacher. Hüte wurden aus Leder genäht oder aus Filz geformt. Herstellung von Hüten aus Filz war der Kern der Hutmacherei. Mit Kappenmachen ist wohl die Herstellung von Schildmützen gemeint, die vor allem die Bauern im Alltag bis in die Nachkriegszeit trugen. Hüte wurden früher von Bauern nur bei festlichen Anlässen getragen. Kappen im amerikanischen Stil als Golf- oder Baseball-Kappen sind heute „in“, diese werden jedoch wie fast alle Bekleidungsartikel fabrikmäßig hergestellt, eine Einzelanfertigung nach Maß wäre unverhältnismäßig teuer.

Für einen Kurort erstaunlich, gab es in Kissingen nach dem Adressbuch von 1838 nur einen **Barbier** im Vergleich zu 10 Schreinermistern und genauso vielen Schuhmachern. Als einziger Barbier bot seine Dienste Georg Löhlein an. Im Adressbuch von 1848 ist kein

Barbier, dafür sind 2 Bader, Johann Hau und Philipp Engelhard, aufgeführt. Im Adressbuch von 1865 steht noch immer Johann Hau als Bader, neu hinzugekommen ist Kaspar Ziegler. Beide stehen auch unter der Überschrift „Friseure“, wobei als dritte im Bunde die erstes Friseuse auftaucht, Kunigunde Müller. Damit wird die alte Verflechtung zwischen dem Bader- und dem Friseurgewerbe deutlich. Die Bader haben ja ihre Berufsbezeichnung davon, dass sie, meist als Pächter städtische Bäder, Badstuben betrieben, in denen sie auch Leistungen boten, die heute dem Friseurgewerbe zuzuordnen sind. Außerdem waren die Bader befugt, kleine medizinische Eingriffe wie Aderlassen, Schröpfen und Purgieren anzubieten. Im Zuge der Aufklärung wurde die Tätigkeit der Bader immer stärker zugunsten der Ärzte zurückgedrängt. Die beiden Bader scheinen nicht schlecht verdient zu haben, denn sie haben in dem ersten Adressbuch mit Inseraten zwei gleichlautende ganzseitige Inserate aufgegeben, in denen sie anbieten „Salon zum Rasiren, Frisiren und Haarschneiden“ sowie „Operieren von Hühneraugen“. Das Operieren von Hühneraugen war also 1865 noch die einzige Tätigkeit, die an das alte Baderwesen erinnerte.

1903 gab es in Bad Kissingen 5 approbierte Bader, wobei auf die 12 Friseure verwiesen wird. Daneben sind 9 Friseuren aufgezählt, die schon dem Namen nach die Ehefrauen der zwölf Friseure waren. Bei den Friseuren war es noch lange üblich, als Zunftzeichen bzw. Berufssymbol während der Öffnungszeiten ein Barbierbecken an einer Stange vor dem Laden aufzuhängen.

Dagegen werden in keinem Kissinger Adressbuch **Perückenmacher** oder Peruquiers genannt. Als in Kissingen das erste Adressbuch 1838 erschien, waren mit dem Ende des Alten Reiches die Zeit für Zöpfe und Perücken bei Männern vorbei. Auch dieses

im 17. und 18. Jahrhundert bedeutungsvolle Gewerbe ist im Friseurgewerbe aufgegangen.

Es gibt jedoch auch Handwerksberufe, die nur den Namen gewechselt haben, jedoch wie vor Jahrhunderten arbeiten. Dazu zählen die Goldschmiede, die im 19. Jahrhundert „Goldarbeiter“ und noch früher „Gürtler“ hießen. So nannte sich auch der jüdische Goldschmied Simon Rosenau, der nach dem Entwurf Theodor Heyden die Amtskette des Kissinger Oberbürgermeisters geschaffen hat, stolz im Adressbuch „Goldarbeiter“. Im 19. Jahrhundert empfand man offenbar das Wort „Schmied“ bei einem Gürtler als zu grob (Großschmied!), für einen Künstler oder Kunsthändler als abträglich, während wir heute umgekehrt uns unter einem „Goldarbeiter“ eher einen Minenarbeiter vorstellen, der aus einem Kubikmeter tauben Gesteins ein paar Gramm Gold herausklaubt. Heute wird der Goldschmied als Kunsthändler empfunden. Der „Goldarbeiter“ des 19. Jahrhunderts ist vermutlich aus der wörtlichen Übersetzung der französischen Berufsbezeichnung „orfèvre“ entstanden, Französisches war damals chic.

Die Gürtler befassten sich ursprünglich mit Treibarbeiten in Nichtedelmetallen wie Messing, Tombak u. ä. Legierungen auf Kupferbasis, gingen dann auf Arbeiten in Edelmetall über und wurden damit „Goldarbeiter“.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Serienfertigung mit gleichzeitiger Verbildigung der Waren im Lauf der letzten 150 Jahre dazu geführt hat, dass wir viele Handwerke und Berufsbezeichnungen nicht einmal dem Namen nach mehr kennen.

Literatur:

Reith Reinhold, „Lexikon des alten Handwerks“, 2. Aufl., München 1991